

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

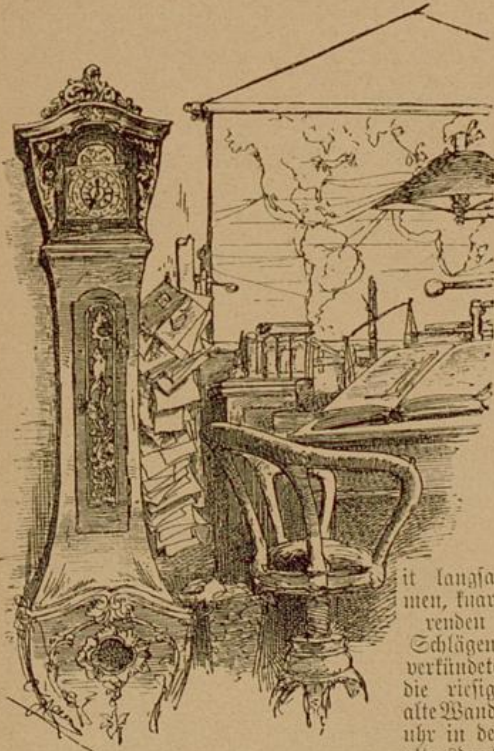
Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Dupont, Hermann: Ole Pittersen. Eine Weihnachtsgeschichte [3 Bilder;
Allers, Christian Wilhelm]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Ole Pitterfen.

Eine Weihnachtsgeschichte von Hermann Dupont.
L.



it langsa-
men, knar-
renden
Schlägen
verkündete
die riesige
alte Wand-
uhr in der
altersdunk-

len Schreibstube der altrenommierten Hamburger Handelsfirma C. W. Raßmussen & Konsorten die siebente Abendstunde. Das alte Männchen, das bisher noch eifrig über ein mächtiges Hauptbuch gebückt dage-
sessen, sah erstaunt auf und warf einen flüchtigen Blick auf die Zeitverkünderin. „Sieh, sieh,“ sagte das Männ-
lein kopfschüttelnd, „wie die Zeit enteilt! Schon wieder
sieben Uhr!“

Und sorgfältig die Federpose an seinem schwarzen fettigen Schreibärmel auswischend, kletterte der Alte bedächtig von dem bisher innegehabten, drehbaren Schreibstisch herunter, nahm aus einer mit Perlmutter ausgelegten Dose eine gehörige Prise, stützte beide Hände auf die Kante des Zahlstisches und stand einige Augenblicke mit zusammengekniffenen Augen unbeweg-
lich da, des Moments gewärtig, in dem sich die Wirkung des Genusses in einer wohlthuenden Erup-
tion bemerkbar machen sollte. Nach einigen verzweifel-
ten Gesichtsverzerrungen, dieselbe zu beschleunigen, er-
folgte die Explosion endlich in recht hörbarer Weise. Dann holte der Schnupfer ein umfangreiches blau-
und weiß gewürfeltes Taschentuch hervor, schneuzte sich
ebenso andauernd wie gründlich, und polierte dann
sein griechisch angehauchtes Geruchsorgan (wie ich für
Spezialisten auf diesem Gebiete mir einzuschalten er-
laube) mit einer Sorgfalt, die bewies, daß er auf dieses
Glied seines Körpers einen besondern Wert zu legen
gewohnt sei. Während all dieser Manipulationen seufzte
die alte Wanduhr schon wieder hörbar auf, offenbar
aus Wehmut über die eben verfloßene Viertelstunde.

Dieser Seufzer nun hatte auch die Wirkung, daß
das Männlein seine Nasenkorrektur beendete, denn es
bestieg, oder vielmehr es erklimmte wieder seinen er-
habenen Drehstisch und klappte mit äußerster Sorgfalt,
wie wenn jedes der einzelnen Blätter des Folianten
aus feinem, dünnen Glase und nicht aus teilweise
schon recht vergilbtem Papier bestanden hätte, das
Hauptbuch zu. Dann strich er noch einigemal wie lieb-
tosend über den grautuchenen Einband des Kolosses,
belud sich mit demselben und trug ihn leuchtend
nach dem in der gegenüberliegenden Wand eingemauer-
ten Schrank. Im Begriff, diesen zu verschließen,
wurde er plötzlich durch folgende, aus dem Vorder-
grund des Zimmers herfliegende Worte unterbrochen:
„Nun, Ole! Habt Ihr vergessen, daß heut Christ-
abend ist?“

Der Alte schloß gleichmütig den Schrank zu und
sagte dabei: „Keineswegs, Herr Albert! Aber der
Jahresabschluss ist vor der Thür und ebenso zwei
Feiertage. Da heißt es eben beizzeiten vorarbeiten,
wenn die Arbeit bewältigt werden soll.“

„Nun, wie Ihr meint, Ole! Ihr bringt mir jeden-
falls die Schlüssel, wenn Ihr fertig seid.“

„Gewiß, Herr Albert!“ erwiderte der Alte, indem er
die Schreibärmel abzog. Hierauf öffnete er die Thür
eines großen, birkenen Schrankes, holte daraus einen
vormärzlichen blauen Frack hervor und bürstete un-
ständig an demselben herum. Dann entledigte er sich
seines Arbeitsrockes an und zog den Frack an. Aus einem
Fache des Schrankes nahm er sodann eine graue, durch
die Länge der Zeit schon fuchsig gewordene Perücke
und stülpte dieselbe auf sein kahles Haupt. Ein Havel-
lock, der durch seinen Zuschnitt bekundete, daß sein
Geburtsjahr weit über ein Menschenalter zurück reichte,
eine große Pelzmütze mit Ohrenklappen, sowie endlich
ein Paar schwarze, gestrickte Fausthandschuhe vervoll-
ständigten die Garderobe Ole Pitterfens.

Wie er so im Schein der einzig noch brennenden
Gaslampe stand, und mit unerschütterlicher Umständ-
lichkeit, als ob es auf der Welt keinen ungeduldigen
„Herrn Albert“ gäbe, der auf sein Fortgehen wartete,
die Handschuhe über seine Hände zog, dann den einen
Handschuh wieder abzog, da er vergessen hatte, den
Datumzeiger auf den 27. Dezember zu stellen, da ge-
mahnte seine ganze Erscheinung, sein ganzes Wesen an
jene längst verschwundene Periode unseres schnellebigen
Jahrhunderts, in der noch die „blaue Wunderblume
Romantik“ in deutschen Landen blühte, da noch nicht
das Dampfrosß die Länder durcheilte, da noch der
Kärner und die Gilpost die Landstraßen besuchten.
Und wie auf ein Tüpfelchen paßten die körperliche
Gestalt Ole Pitterfens und seine Kleidung zusammen.
Er war von kleiner, hagerer Figur; in die Füge hatte
die große Verwandlungskünstlerin „Zeit“ mit unbarm-
herzigem Griffel ihre Namenschrift gegraben; und die
dünnen Lippen waren fest aufeinander gepreßt und
bildeten so eine blutlose, schmale Linie. Das ganze
Gesicht hätte man sich lachend oder weinend gar nicht
denken können.

Ole Pitterfen war so recht das Prototyp eines hinter
Büchern vertrockneten Kontormenschen. Vierundfünfzig
Jahre waren es her, als ihn sein Vater, ein in Hamburg
ausfälliger gewordener dänischer Handwerksmeister, zu
C. W. Raßmussen & Konsorten brachte, und ihn
dort in die Lehre „einthar“. Und vierundfünfzig
Jahre hindurch war er dort geblieben und darüber zum
alten Manne geworden. Für ihn existierte auf der
Welt anscheinend nichts anderes als das „Geschäft“;

um diesen Pol drehte sich alles bei ihm. Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft, überhaupt alles, was nicht in irgend einer Beziehung zum „Geschäft“ stand und sich nicht in Zahlen ausdrücken ließ, waren für ihn Dinge, deren Vorhandensein ihn höchst gleichgültig ließ. Gedrucktes las er nie, außer — die Warenberichte, die Schiffsnachrichten und — jedoch selbstverständlich nur zu Hause — die Werke des Wandsbecker Bojen. So war denn die Zeit mit ihren ungeheuren, radikalen Umwälzungen spurlos an ihm vorübergegangen; alles um ihn her, die Häuser, die Menschen, die Anschauungen, alles hatte sich verändert und der Neuzeit angepaßt, nur er nicht.

Jetzt war De Pitterfen endlich mit seiner Toilette fertig und drehte das Gas aus, so daß es jetzt vollkommen finster in der Schreibstube war. Vorsichtig tappte er nach einer im Vordergrunde gelegenen Thür, die in ihrem oberen Teile die Aufschrift: „Privat-Kontor“ auf matten Glas transparent durchschimmern ließ. Er öffnete diese Thür und trat in ein kleines, wohl-durchwärmtes, einfach ausgestattetes Gemach. In einem Lehnstuhl am Kamin saß der oben erwähnte Sprecher, Albert Rasmussen, der Chef der Firma. Auch er war nicht mehr jung; in dem gescheitelten braunen Haar und dem am Kinn ausstrahlerten Bart mischten sich bereits seine Silberfäden. Seine hohe Gestalt war von einer vertrauens-erweckenden Fülle, sein volles, gebräuntes Gesicht drückte Biederkeit, Wohlwollen, aber auch ein gut Teil kaufmännischer Verschlagenheit aus. Verhältnismäßig erst spät war ihm das väterliche Erbe überkommen; bis vor fünfzehn Jahren hatte er die Filiale der Firma in Sumatra vertreten und war erst dann, nach dem Tode des Vaters, in die Heimat zurückgekehrt.

„Endlich seid Ihr da,“ redete er den Eintretenden an und reichte ihm ein auf dem Tisch liegendes Couvert. „Ihr scheint in der That keine Sehnsucht gehabt zu haben, Euren Weihnachten in Empfang zu nehmen. Da, nehmt hin, alter Freund, Ihr habt es wahrlich redlich verdient.“

„Meinen devotesten Dank, Herr Albert,“ sagte De Pitterfen und ließ das Couvert in die Rocktasche gleiten, mit nicht mehr Erregung, als befördere er da irgend einen andern Gegenstand hinein, „im übrigen thue ich nur meine Pflicht.“

„Na, nehmt es nur nicht übel, daß ich Euch ein schlichternes Kompliment gesagt habe,“ lachte der Kaufherr belustigt über den trockenen Alten, „wahrhaftig, ich muß eilen, daß ich aus Eurer Nähe komme, sonst erstarrten meine weihnachtlichen Gefühle zu Eis, was

meiner Frau nicht sehr lieb sein würde.“ Er zog seinen Pelz an und sprach dabei fort: „Überhaupt wird Frau Agnes mir die Hölle heiß machen ob meines langen Ausbleibens, denn wie Ihr Euch denken könnt, kam ohne mich die Bescherung nicht stattfinden. Die Kinder haben, glaube ich,“ er lachte belustigt auf, „seit acht Tagen kein Auge zugethan vor lauter Erregung. Doch, was erzähle ich Euch da; was wißt Ihr von der Unge-duld der Kinder am Christabend, vor der Bescherung.“

Die Pitterfens Augen leuchteten plötzlich seltsam auf und seine Züge belebten sich. Der Schlüsselbund in seiner Hand klirte leise.

„Doch, doch, Herr Albert, weiß ich davon,“ sprach er mit heiterer, würgender Stimme; „ja, ich weiß davon, und ich kenne noch eine andere Unge-duld, nein, eine Sehnsucht; eine Sehnsucht, die den Vater nach seinem Kinde verzehrt, dem er den Weihnachtstisch hergerichtet hat, und — das doch nicht kommen will!“

Doch, was schwat' ich da!“ sagte er plötzlich, wie ungehalten über sich selbst, in völlig veränderten Ton, mit denselben glanzlosen Augen und den starken Jüngen, die man sonst an ihm kannte, „Dummheiten, nichts als Dummheiten!“

Er legte den Schlüsselbund auf den Tisch.

Der Kaufherr hatte sich noch nicht von seinem Erstaunen erholt; er starrte den alten Buchhalter noch immer wie ein Wesen aus einer andern Welt an. War denn das wirklich ebender alte, trockene, leidenschaftslose, wortfarge, pedantische De Pitterfen gewesen? Derselbe De Pitterfen, der ihm bisher mehr ein mit genauester Präcision arbeitendes Uhrwerk, denn als ein fühlender und denkender Mensch erschienen — war er's



Er nahm aus einer mit Perlmutter ausgelegten Dose eine geförigte Piise.

denn wirklich?

Er ging auf ihn zu und legte seine breiten Hände auf des Alten schmale Schultern.

„De Pitterfen, alter, treuer Kamerad, beantwortet mir eine Frage: Waret Ihr je verheiratet?“

Des Angeredeten Augen leuchteten wieder, wie wenn ein Funken aus der Asche hervorbricht.

„Ja, Herr; ich war's!“

„Und habt Ihr Kinder gehabt und seid mit ihnen und Eurer Weibe glücklich gewesen?“

Da durchsief ein Zittern den Körper De Pitterfens; seine farblosen Lippen bebten und er fuhr mit dem plumpen Fausthandschuh über die Augen.

„Ja,“ sagte er mit kaum hörbarer, ersticker Stimme, „ich war einst glücklich mit Weib und Kind, so — so glücklich, als es nur irgend ein Mensch sein kann. — Doch wozu die alten Geschichten wieder aufzählen, wozu —“ er brach jäh ab.

Herr Albert Rasmussen betrachtete ihn jetzt mit anderen Augen. Hatte Ole Bitterfen bisher seine ganze Hochachtung befehen, so hatte er in diesem Moment auch seine Sympathie gewonnen.

„Kommt, Ole, setzt Euch hierher,“ er wies auf einen gegenüber dem Kamin stehenden Stuhl und nahm selbst seinen vorher innegehabten Platz wieder ein; „erzählt mir etwas von jener Zeit. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz, heißt's ja, und darum schüttet mir Euer Herz aus. Denkt, ich sei Euer Freund; nein, denkt es nicht nur, seid überzeugt davon. Frau Agnes und die Kinder müssen eben noch etwas warten!“

Ole Bitterfen setzte sich auf den bezeichneten Stuhl, kreuzte die Hände über die Hornkrüde seines Bambusstodes und legte das Kinn darauf. So blickte er geraume Zeit starren Auges in die lustig zingelnden Flammen, und der Feuerschein warf seinen Reflex auf sein durchfurchtes Gesicht.

Endlich begann er zu erzählen: „'s ist lange her, jene Zeit, da ich in der alten Katharinentirche mit meinem Weibe getraut wurde, so an die acht- unddreißig Jahre. Ich lebte glücklich mit ihr einige Jahre, bis sie starb; die Geburt meiner Emma kostete ihr das Leben. Das Mädchen wuchs heran; man sagte, sie sei schön. Ich glaubte es auch. Wenn ich mit ihr Sonntags auf dem Jungfernstieg spazieren ging oder mit ihr eine Lustpartie nach einem der Vororte unternahm, dann sahen sich die jungen Dandies schier die Augen nach ihr aus und suchten auf alle mögliche Weise ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber die Emma that so, als gäbe es außer ihrem Vater gar keine Männer weiter auf der Welt. Ich hütete sie wie einen Augapfel; sie sollte die Liebe, die mehr Unheil wie Glück auf der Erde anrichtet, nicht kennen lernen. Aber wenn der Satan seine Hand im Spiele hat! Hatten wir da hier im Geschäft einen jungen Leichtsin, war aus dem Preussischen aus Berlin. Kam einst in mein Haus, um eine Votschaft vom Herrn Andreas selig auszurichten. Er war nur ein paar Minuten da — und doch! Nach einigen Monaten kommt er wieder und begehrt meine Emma zum Weibe; er liebe sie und sie liebe ihn. »Das läßt Er«, schrieb ich ihm ins Gesicht. »Fragt sie selbst!« gab er zur Antwort. Und als mein Mädchen dann zitternd und bebend ins Zimmer trat und den Blick zu mir aufschlug, da — nun Herr, da wußte ich, daß der Bursche nicht gelogen. Ich verwies ihm mein Haus, denn meine Tochter konnte und wollte ich ihm nicht geben. Nicht aus Eigensinn, nein; einmal mußte das Mädchen ja doch heiraten. Aber der Mensch war von reicher, angesehenere Familie, die meine Emma nie als ebenbürtig angesehen hätte; zudem traunte ich Emil Becker nichts Gutes zu; er war leichtsinnig, genussüchtig und oberflächlich. Wieder vergingen einige Monate, das heilige Weihnachtsfest nahte heran. Diesmal wollte ich die Emma besonders erfreuen, gleichsam als Entschädigung; denn sie ließ seit dem bewußten Tage immer mit rotgeweinnten Augen herum. Ich hatte es damals auch eilig, am Christabend nach Hause zu kommen. Ich zündete die Lichter an und legte die Geschenke unter den Weihnachtsbaum; dann klatschte ich in die Hände, zum Zeichen, daß die Emma im Nebenzimmer den Weihnachtschoral anstimmen sollte. Nichts rührte sich. Ich horchte — ich klatschte noch einmal — alles still! Ich riß die Thür auf! Die Emma war nicht da — statt ihrer lag ein Zettel auf dem Tisch!“

Die Stimme Ole Bitterfens versagte, er selbst starrte so eindringlich in die Glut des Kamins, als wolle er

dort die Fortsetzung seiner traurigen Erzählung herauslesen. Plötzlich wandte er sich direkt an den tief bewegten Handelsherrn und rief mit bebender Stimme: „Herr, wie ich den Zettel sah, und ohne daß ich noch wußte, was er enthielt, da war es, als ob eine eisige Hand mein Herz packte und es zusammendrückte, so daß ich hätte vor Schmerz aufschreien mögen! Aber ich schrie nicht,“ fuhr er ruhiger fort, „sondern las die offenbar in der Eile geschriebenen Worte, die seitdem wie mit Flammenschrift in meinem Herzen verzeichnet stehen. Sie lauteten: »Herzliebster Vater! Verzeihe mir, daß ich Dich verlasse, aber ich kann nicht anders! Gott allein weiß, wie ich gelitten. Fluche mir nicht, teurer Vater, wir werden uns wiedersehen. Lebe wohl!« Und darunter, offenbar von des Verführers Hand geschrieben, stand: »Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne nachfolgen.« Ich las die Worte so oft, bis mir die Sinne schwanden und ich zu Boden stürzte. Als ich wieder aufwachte, war es heller Tag; ich lag in meinem Bett und Herr Andreas saß neben mir und hielt meine Hand in der seinen. Ich hatte vierzehn Tage im Fieberwahn gelegen. Seit jener Zeit bin ich abgestorben für alles, was nicht Arbeit heißt; wäre ich's nicht, ich säße längst im Irrenhause. So schilt man mich einen Narren und die Leute auf der Straße lachen über mich; mag's drum sein, meine angebliche Nartheit ist's, was mich aufrecht erhält!“

Er hatte die letzten Worte im einförmigen Tonfall gesprochen und blickte wieder starr in das Kaminfeuer. Er wußte es offenbar nicht, daß ihm zwei große Thränen über die Wangen rannen, sonst hätte er sie wohl abgewischt; und er schien auch nicht zu bemerken, daß Herr Albert Rasmussen plötzlich vom Schimpfen befallen ward, und gewaltig in sein rotseidenes Foulard hineinhustete und schneuzte.

Endlich war das Foulard wieder verschwunden. Der Besitzer desselben sagte: „Und habt Ihr nie wieder etwas von ihr — ich meine, von Eurer Tochter, gehört?“

„Nie!“ erwiderte Ole Bitterfen kopfschüttelnd; „in dem ersten Jahr kamen zwei Briefe aus Amerika, die verbrannte ich ungelesen, der Horn war noch zu mächtig in mir. Nachher erwartete ich glühend irgend ein Lebenszeichen von ihr, aber nichts kam. Und an jedem Weihnachtsabend zünde ich den Lichterbaum an und lege die Geschenke darunter. Achtzehnmal habe ich es schon gethan, und achtzehnmal die Lichter ausgelöscht und die Geschenke wieder weggepackt. Sie läßt auch gar zu lange auf sich warten!“ setzte er wie träumend hinzu.

„Ihr hofft also noch immer?“

„Noch immer?“ rief Ole Bitterfen mit starker Stimme und richtete sich auf. „Herr! Nehmen Sie mir den Strohhalm, an den ich mich anklammere mit der Verzweiflung des Ertrinkenden, damit nicht die Wogen des Grams und des Trübnißs über mir zusammenschlagen; beweisen Sie mir, daß nach aller Wahrscheinlichkeit ich keine Aussicht habe, mein Kind wiederzusehen, und Sie haben mir meinen Lebensfaden durchschnitten. Sagen Sie mir, Herr Albert, glauben Sie, daß meine Tochter kommen wird?“

Der Angeredete drückte dem erregten alten Manne beide Hände.

„Ja, mein Freund — ich glaube es!“

„So danke ich Ihnen, Herr! Und nun will ich gehen — sie könnte sonst kommen, während ich nicht da bin. Meine unterthänigste Empfehlung an Frau Agnes. Fröhliche Weihnacht!“

Und er stapfte an dem Kaufherrn vorbei und zur Thür hinaus.

II.
In einem uralten, hochgebirgigen Hause in der Steinstraße, in der Nähe des Schweinemarktes, befand sich Ole Pittersens Wohnung. Auch sie deckte sich in ihrer Einrichtung vollkommen mit der Erscheinung ihres Bewohners. Es waren einige niedere größere und kleinere Zimmer. Aber nur das eine von ihnen, ein nach der Straße herausgelegenes, zweifensteriges Gemach mit daranstoßendem Schlafraum diente Ole Pittersen zum Aufenthalt. Die übrigen beiden Zimmer, in denen einst seine Gattin und später seine Tochter geschaltet und gewaltet hatte, waren seit dem Fortgange der letztern stets verschlossen und nie wieder von ihm betreten worden. Kein Stück war von seinem Platte entfernt; noch war das Spinett, dessen elfenbeinerne Tasten längst gelb geworden, aufgeschlagen, noch stand auf dem Notenhalter der Weihnachtschoral. Alle vier Wochen küstete eine Aufwärterin diese Zimmer; dann wurden sie wieder ihrem Zauberschlafe zurückgegeben, oder die Wände, wenn sie sprechen konnten, durften sich die Zeit vertreiben und sich Geschichten von dem Mädchen im Blondhaar erzählen, das einst vor langer Zeit dort auf der Estrade am Fenster gesessen, und mit dem Kanarienvogel zu ihren Häupten um die Wette gesungen hatte. Lang, lang ist's her!

Auch in seinem eigenen Zimmer hatte Ole Pittersen nichts verändert; so, wie er es vor bald vier Decennien, als er als glücklicher junger Ehegatte sein Weib heimführte, eingerichtet hatte, so war es auch heute noch. Da waren die hochbeinigen, kurzlehnigen Stühle; da stand noch die große, weitausezubeuchte Kommode; da prunkte auch noch das Glanzstück, die Glaservante, mit ihren Schälgen an buntemaltem Porzellan und feinem Krystall. Obenauflagen ein paar Citronen, die freilich seines Sterblichen Auge mehr als solche erkennen konnte, da sie zusammengeschrumpft und verschimmelt waren. Da stand ferner noch das gradlehnige, harte, höchst unbequeme, mit schwarzem Leder überzogene Sofa; über die Gardinen schlang sich in phantastischen Bindungen der Ephen; und die mit großblumiger grüner Tapete überzogene Wand war noch mit denselben Kupferstichen geschmückt, wie ehedem. Da glänzte der alte Blücher in großer Generalsuniform mit fürchterlichem, federgeschmücktem Dreimaster und hohem, kerzengerade emporsteigendem, steifen Uniformtragen, wie er, auf dem Montmartre stehend, mit dem Finger auf das besiegte Paris hinwies. Da befand sich ferner das Kontorfei eines Offiziers der alten Hamburger Bürgergarde, der mehr Stiderei an seiner Uniform aufzuweisen hatte, als heutzutage ein preussischer General, und mehrere andere noch. Als Hauptzierde mußte jedoch der Brautkranz der seligen Frau Pittersen angesehen werden, der unter Glas und Rahmen zu Häupten des Sofas angebracht war.

Heute aber, am Christabend, hatte auch Ole Pittersens Wohnung noch einen besondern Schmuck aufzuweisen, den sie freilich mit hunderttausenden andern gemein hatte, einen Schmuck, der noch weit, weit älter war, als Ole Pittersen und seine antiquierte Wohnung, einen Schmuck, der trotzallem immer „modern“ bleiben wird, so lange es fröhliche Menschen und jubelnde Kinder giebt, einen Schmuck, den am Christabend die Hütte des Armen sowohl wie das Prunkgemach des Reichen aufweist: den immergrünen Tannenbaum. Bis zur Decke ragte er auf, und nicht mehr der Modergereich längstvergangener Zeiten, sondern würziger, harziger Tannennadelduft durchzog das alte Gemach. Und Ole Pittersen zog jetzt mit, ach! wehmütigen Gefühlen im Herzen zum neun-

zehntennmale den Kommodenkasten auf, in welchem die Geschenke für die schöne Emma lagen.

Mit zitternden Händen und klopfendem Herzen nahm er die einzelnen Gegenstände heraus. Ein durchdringender Nottenduft stieg aus dem Kasten auf. Da war zuerst ein Buch: Klopstocks „Messias“. Wie hatte einst das Gold auf dem Deckel geschimmert, jetzt war es blind geworden; wie schneeweiß war einst das feine Papier gewesen, jetzt war es vergilbt. Mit tiefem Seufzer legte er das Buch auf den weißgedeckten Tisch unter den Christbaum. Dann holte er einen großen Karton hervor. Seine Lippen bebten. Das war der einst so glänzende, blaue, mit Blumen durchwirkte Seidenstoff, der seines Kindes jugendliche Glieder umspannen sollte, wenn es an seiner Seite den ersten Ball besuchte. Nun hatte der Stoff seinen Glanz verloren, die leuchtende Farbe, die einst an jene des ewig heitern italienischen Himmels erinnerte, war verblichen — ausgegangen. Ole Pittersen gedachte daran, wie wohl jetzt sein Mädchen aussehen möge — und der Karton entglitt seinen Händen und polterte zu Boden. Er legte seine Arme über das alte Möbel und beugte seinen Kopf darauf. Wäre doch erst seine letzte Weihnachtsnacht da.

Nach einiger Zeit hob er den Kopf wieder empor; seine Züge trugen den Stempel heftiger, seelischer Erregung. Noch einmal griff er in den Kommodenkasten und entnahm demselben ein dunkles Lederetui; es barg den Brautschmuck seiner Gattin, die denselben an ihrem Hochzeitsstage vom Herrn Andreas Rasmussen zum Geschenk erhalten hatte, und den Ole seiner Tochter an jenem verhängnisvollen Weihnachtsabend überreichen wollte.

Nun schob er langsam den Kasten wieder zu und erleuchtete einen Stuhl, um die Lichter am Christbaum anzuzünden. Wie sie nach und nach aufflamnten! Wie ihr verklärter Schimmer das Gemach und den alten Mann überflutete! Wie sich ihre Strahlen in den edlen Stein des Brautschmucks brachen! Behutsam stieg Ole Pittersen wieder vom Stuhle herab und betrachtete in einiger Entfernung den schimmernden Baum. Er fühlte, wie das Blut in seinen Adern schneller kreifte, wie seine Pulse heftiger schlugen. Er nahm sein abgegriffenes, schwarzes Sammetkappchen vom Haupte und faltete die Hände. Seine Lippen bewegten sich wie im stummen Gebet. Dann ging er nach der Thür, die zum Zimmer seiner Tochter führte. Er fand dieselbe nur angelehnt und nicht befriedigt. Am Weihnachtsabend mußte die Aufwärterin stets das Zimmer offen lassen, wenn auch er selbst nie diese Schwelle übertrat. Hierauf schritt er zum Fenster, wischte den Schweiß von der Scheibe und sah hinaus auf die menschenleere Straße. Er schaute sich heut, das bekannte Zeichen zu geben; achtzehnmals hatte er es umsonst gethan, aber kein Weihnachtschoral ertönte; ihm war's, als könnte er eine abermalige Täuschung nicht überleben.

Endlich trat er vom Fenster zurück und an den Weihnachtsbaum. Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten heftig, seine Augen glühten. Er erhob die Hände und ließ sie wieder sinken; eine unsichtbare Macht schien sie auseinander zu halten. Noch einige qualvolle Sekunden — dann, kurz entschlossen, schlägt er die Hände mehrmals zusammen. Seltsam hallt der Ton an den Wänden wieder.

Ole Pittersen hält noch die Hände erhoben. Wie eine aus Stein gemeißelte Statue steht er da und lauscht mit vorgebeugtem Oberkörper. Da — was ist das? Regte sich da drinnen nichts?

Nein, alter Ole, da drinnen regt sich nichts, es ist nur der Holzwurm, der dort in der Tischplatte seine unterminierende Arbeit verrichtet; es ist der Wind, der an den Fenstern rüttelt. Lösche die Lichter aus und mit ihnen deinen fatalistischen Kinderglauben an die Wiederkehr deines Kindes. Die Zeit der Zeichen und Wunder ist vorbei!

Jetzt kehrt Leben zurück in Ole Bittersens; die erhobenen Hände sinken kraftlos an dem Körper nieder, die Lippen erbeben: Also wieder umsonst gehofft, umsonst gebetet! Mit einem gurgelnden Aufschrei schlägt er die Hände vor das Antlitz.

Da dringen aus dem Nebenzimmer seltsame, zitternde, harfenartige, schwebende Töne an sein Ohr. Bald werden sie stärker, machtvoller. Es muß eine Meisterhand sein, die dem alten Spinnett derartiges abringt. Das klingt bald wie jubelnde, überquellende Freude, bald wie der Aufschrei eines totwunden Menschenherzens; das klingt bald stürmisch bewegt, bald mit wehmütiger Innigkeit. Man hört die Vögel singen und die Bäume rauschen und das donnernde Wogengebräus des wildbewegten Meeres.

Ole Bittersen steht da, wie einer, der soeben aus einem langen, qualvollen Traum erwacht. In's der Glanz der Weihnachtskerzen, der seine Blicke aufleuchten läßt, der seinen Augen die herabstürzenden Thränen entpreßt? Er will hin- stürzen zur Thür, und bleibt doch wie gebannt stehen.

Da drinnen ertönt jetzt die alte, traurige, langentbehrte, glühend herbeigesehnte Weise; und eine süße, zitternde Mädchenstimme singt die Worte dazu:

„Dom Himmel hoch,
Da komm' ich her.
Ich bring' euch gute, frohe Mär.
Der guten Mär
Bring ich so viel,
Davon ich sing' und sagen will!“

Das Lied war verklungen. Im Nebenzimmer wurde mit einem Stuhle gerückt. Mit einem Sprunge, der einem Jünglinge Ehre gemacht hätte, stürmte Ole Bittersen hinein. Da saß, beschienen von den beiden Kerzen, welche am Spinnett befestigt waren, ein junges Mädchen mit überaus lieblichem Angesicht. Reiches Blondhaar wallte ihr ungefesselt über den Nacken. Beim Eintritt Ole Bittersens wandte sie diesem ihr erglühendes Gesicht zu und wollte sich erheben. Aber sie kam nicht dazu. Ein Schrei, in dem sich die ganze stürmische Freude eines so lange nach Erlösung schmach-

tenden Menschenherzens kundgab, durchschallte das Gemach; und dann lag der Alte dem jungen Mädchen zu Füßen, umschlang ihre Knie mit seinen welken Armen und barg sein Haupt in ihren Schoß, und lachte und weinte in einem Atem.

„Emma! — mein süßer Liebling! — wie hast du mich so lange warten lassen können — so lange — so lange!“ stammelte er.

Lieblosend fuhr ihm das junge Mädchen mit der Hand über den Kopf, aber ihre Lippen öffneten sich nicht.

Da löste sich aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers eine Gestalt los und trat in den Vordergrund. Es war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann mit intelligenten, ernsten, sonnverbrannten Gesichtszügen. Er ließ leise seine Hand auf die Schulter des Knienden fallen.

„Ole Bittersen, kennt Ihr mich noch?“ sagte er in bewegtem Tone.

Beim Klang dieser Stimme fuhr Ole Bittersen auf. Seine eben noch so strahlenden Gesichtszüge verzerrten sich, und mit blüthesprühenden Augen rief er: „Dich?! Ob ich dich kenne? O, Bube, nur zu gut! Warst du es denn nicht, der mir die Liebe meines Kindes stahl, der sie mir selbst raubte; der mich durch seine That hinabgestoßen in jene Finsternis, in die kein Lichtstrahl fiel?! Und du hast noch den Mut zu fragen, ob ich dich kenne? — Jetzt aber habe ich mein Kind wieder,“ er umschlang das zitternde Mädchen mit beiden Armen, „wag es, es mir wieder zu entreißen, und ich morde dich! Geh fort! Befreie mich von deiner mir verhassten Gegenwart, entweiche nicht durch deine Nähe diesen reinen, schuldlosen Engel, der deinen Künsten unterlag!“

„Ihr redet im Fieberwahn, Mann! Jenes Mädchen dort ist nicht Euer Kind, es ist das meine. Es ist Eure Enkelin!“

Da ließen die Arme Ole Bittersens das Mädchen los; er trat einige Schritte zurück, und, als ob ihm eine Ahnung des wahren Sachverhaltes aufdämmerte, rief er, mit stehendem Ausdruck in Gesicht und Stimme: „Aber — meine Tochter — meine Emma, sag, wo hast du sie? Wo ist sie?“

Der Mann wandte sich ab und legte die Hand über die Augen.

„So sprich doch!“ ächzte Ole Bittersen und umklammerte krampfhaft mit seinen Händen den Arm des Mannes, „sprich doch, und ich will dir kein böses Wort mehr sagen; nein, ganz gewiß nicht, sage — wo ist sie?“



Seine Lippen bewegten sich wie im stummen Gebet.

„Sie ist —“ sagte der andere mit schluchzendem Ton.
 „Sie ist?“ drängte Ole Bitterfen mit heiserer Stimme, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.
 „Tot!“
 „Tot?! Ah!“

Mit einem dumpfen Aufschrei brach er zusammen.
 „Er stirbt!“ rief das Mädchen entsetzt.
 „Still,“ sagte der Schwiegerohn Ole Bitterfens, und trug diesen nach dem Sofa, ihm dort eifrig die Schläfen reibend, „so leicht stirbt es sich nicht!“
 Nach einigen Minuten schlug Ole Bitterfen die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er mit matter Stimme.
 „In Eurer Wohnung,“ verjeste Emil Becker. „Und nun hört mich an, Ole Bitterfen, und dann schickt mich und Euer Enkelkind wieder hinaus in die Fremde, wenn Ihr es könnt. Ja, ich habe gefehlt an Euch und Eurem Kinde, aber meine Liebe war übermächtig. Hättet Ihr mir damals, als ich um die Hand Eurer Tochter anhielt, nur einen Funken Hoffnung belassen, sie jemals als die Meine in die Arme schließen zu können, wahrlich, ich hätte den Gewaltschritt nicht gewagt. Und trotz alledem hätte ich es doch nicht thun können, wenn Eure Tochter nicht meine Liebe mit her gleichem Innigkeit erwidert hätte. Wir gingen nach Amerika. Und, wenn je ein Mensch für die Thorheiten seiner Jugend hat büßen müssen, so war ich es. Diele meine Hände haben jahrelang die Schaufel und Hacke führen müssen, um das Notwendigste für Frau und Kind zu schaffen. Ich arbeitete als Bahnarbeiter in den Schluchten der Rocky Mountains, als Goldwäscher in den Minen Kaliforniens, als Lastträger in den Docks zu New-York; aber nie verzagte ich und eben so wenig mein treues Weib; nur wenn wir an Euch dachten, wurde uns das Herz schwer. Und endlich lächelte uns der Glückstern: ich erhielt eine Anstellung in einem Handelshause zu St. Louis. Das brachte mich vorwärts. Nach einigen Jahren associierte ich mich mit einem Franzosen, nun — kurz und gut: heut bin ich ein reicher Mann. Vor einigen Jahren fasten wir den Gedanken an die Rückreise; wir glaubten Euch durch die Zeit milder gestimmt; da — laßt es mich kurz machen — starb mein Weib vor sechs Jahren am gelben Fieber. Ich beschloß, in der neuen Welt zu bleiben. Als aber die Emma ihrer Mutter immer ähnlicher wurde, als auch mich das Heimweh nach dem Vaterlande packte, da trat ich denn hoffnungslos die Rückreise an, und bin nun hier, Euch um Verzeihung zu bitten. Ole Bitterfen! Einst nahm ich Euch Eure Tochter, heut bring' ich Euch ihr verjüngtes Ebenbild wieder. Bedenkt, daß mein Fehler die Liebe zu eben dem Wesen war, das Ihr selbst so heiß geliebt. Weist uns nicht von Euch, Vater, heut, am Feste der Liebe; gebt mir Zeit und Gelegenheit, das zu sühnen, was ich an Euch gefehlt!“

Er trat zurück, um seine ihm übermannende Bewegung zu verbergen.

Ole Bitterfen hatte mit geschlossenen Augen zugehört. Jetzt stand er auf und winkte das Mädchen zu sich heran. Er nahm sie bei der Hand und führte sie in das Nebenzimmer, zu dem strahlenden Christbaum. Im hellen Schein der Weihnachtskerzen schaute er der Enkelin noch einmal lange und prüfend in das liebevolle Gesicht, in die reinen und klaren Augen. Die Thränen stiegen ihm wieder empor. Er hat recht, dachte er, es ist ihr verjüngtes Ebenbild. Er küßte das Mädchen auf die Stirn.

„Gott segne dich, Kind!“ flüsterte er leise; „geh, hole deinen Vater.“

Nach schlüpfte Emma fort und kehrte im nächsten Augenblick mit ihrem Vater zurück.

Mit ausgestreckten Händen ging ihm Ole Bitterfen entgegen. Der andere ergriff sie stürmisch und beugte sich darüber.

„Emil Becker,“ sagte Ole Bitterfen mit feierlicher Stimme, „dir sei um des Andenkens der Verstorbenen, die dich mehr geliebt hat als mich, um dieses lieben Mädchens willen, verziehen. Gott segne uns allen dieses Weihnachtsfest!“

„Und nun, Kind,“ sagte er heiter, „spiele und singe uns noch ein Weihnachtslied.“

Bald darauf erklangen wieder die Töne des wummstichtigen Spinetts; und nicht mehr zitternd und zaghaft, sondern hell aufjubelnd, in überströmender Innigkeit und Freude, so wie eben nur die Jugend zu singen vermag, sang die Enkelin des alten Ole Bitterfen:

„O du fröhliche,

O du selige,

Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Das verhängnißvolle Bündel.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Der Privatier Brauneberger war einer jener vielbeideten Sterblichen, welche sich um das tägliche Brot nebst Zubehör nicht zu kümmern brauchen, ein Mann, der von den Renten seines Kapitals lebte, zu welchem er ohne jede Schwierigkeit gekommen — infolge einer Erbschaft. Das Kapital war in Aktien der bayerischen Hypothek- und Wechselbank sicher und fruchtbringend angelegt; er hatte keine Sorge, konnte ruhig schlafen, gut essen und trinken, und das schlug Herrn Brauneberger ganz vortrefflich an. Den kleinen Kaufladen, den er früher inne gehabt, gab er, zum reichen Manne geworden, auf. Er wollte nichts sein, als ein Privatier, der Mann seiner Frau und der Vater seiner einzigen Tochter Susanne. Die Frau war ein äußerst sanftes Geschöpf; sie bot alles auf, den Gatten bei guter Laune zu erhalten, sie gab ihm niemals Gelegenheit, sich aufzuregen, alle seine Wünsche las sie ihm von den Augen ab und ihr Töchterchen erzog sie zu einem braven und bescheidenen Mädchen.

Herr Brauneberger sagte und dachte sich oft, daß er den Himmel auf dieser Welt schon habe, er könne sich kein glückseligeres Leben wünschen. Täglich machte er zweimal seine Promenade, am liebsten zu den Neubauten. Da schlug er dann seine Stunden tot mit arbeiten — zusehen. Ein kleiner Rattenfänger, auf den Namen „Buzl“ gehend, war sein ständiger Begleiter.

Herr Brauneberger erschien stets in Cylinderhut, der von Quartal zu Quartal ausgedehnt oder neu ersetzt werden mußte, da sein Kopf stetig an Umfang zunahm. Ein Doppelfim bildete die Unterlage des feisten, glattrasierten Gesichtes, Schultern und Rücken gestatteten den Vergleich mit einem Tanzbären und seine Körperfülle war gleichsam seine Biographie ohne Worte. Da er niemals ein Gast- oder Kaffeelokal besuchte, ebenso wenig das Theater oder sonst einen Vergnügungsort, so hatte er im ganzen genommen wenig Zerstreuung. Hingegen gestattete er seiner Frau und seiner Tochter, welche letztere bei den englischen Fräulein in Nymphenburg eine vortreffliche Erziehung geossen hatte, nach Belieben, Theater und Konzerte zu hören, und er hatte auch nichts dagegen, daß sie im Sommer einige Wochen Landaufenthalt nahmen, wenn nur er nicht dabei zu sein brauchte. Die fünf Maß Hofbräuhäusbier, welche sein tägliches Quantum bildeten, mochte er auch um der schönsten Landschaft willen nicht entbehren, denn